

# Schlotter und Bodabiera

**Ein Roman von Reinhold A. Güthler**

Telefon: 08336 / 813062

E-Mail: [autor@reini-g.eu](mailto:autor@reini-g.eu)

## Vorwort

Diesen Roman widme ich meinem Heimatdorf Arlesried. Ein kleiner Ort im Voralpenland zwischen Allgäu und Schwaben mit kaum mehr als 200 Einwohnern, das erstmals 1167 urkundlich erwähnt wurde. Bis zur Eingemeindung in den Markt Erkheim im Jahr 1972 war Arlesried über Jahrhunderte ein autarkes Bauerndorf. Noch in meiner Jugend gab es in unserem Dorf eine Molkerei, zwei Kramerläden, eine Wirtschaft mit Metzgerei, eine Raiffeisenbank, eine Tankstelle und eine Schreinerei. Keine dieser Einrichtungen hat den Sprung in das einundzwanzigste Jahrhundert geschafft. Heute sind von rund zwanzig landwirtschaftlichen Unternehmen nur noch vier übrig.

Die Idee zu diesem Roman entstand nach einem Traum, in welchem ich durch ein Loch in der Raumzeit plötzlich in das Jahr 1890 katapultiert wurde. Obwohl die Belle Epoche nur 125 Jahre zurückliegt, hätte ein moderner Mensch erhebliche Schwierigkeiten in dieser Zeit zurechtzukommen. Einige Gebäude kommen einem eventuell bekannt vor, aber die Menschen kennt man höchstens noch von alten Fotos oder aus Erzählungen. Für die Leute in dieser Zeit ist man ein völlig Fremder. Ein armer Mensch, ohne Besitz und wahrscheinlich ohne anwendbaren Beruf. Selbst ein Bündel Euros wäre da nur wertloses buntes Papier.

Die Namen der handelnden Personen sind frei erfunden, aber

die alten Hausnamen sind echt. Die Protagonisten sind zum Teil historisch belegt. Die bäuerlichen Handlungen wurden gründlich recherchiert, erheben aber nicht den Anspruch einer absolut korrekten Wiedergabe der damaligen Verhältnisse. Diesbezüglich ergeht ein herzliches Dankeschön an das Bauernhofmuseum Illerbeuren für die hervorragende Unterstützung bei meinen Recherchen.

Noch ein Wort zum Titel des Buches. Leser, die des Schwäbischen nicht mächtig sind, werden mit Schlotter und Bodabira nicht viel anfangen können. Es handelt sich dabei um eine einfache Speise der Landbevölkerung in jener Zeit. Ja sogar in meiner Kindheit in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es dieses Gericht noch gelegentlich in den Sommermonaten. Hinter Schlotter und Bodabira verbirgt sich ganz einfach Dickmilch mit Pellkartoffeln.

Dann viel Vergnügen beim Lesen.

# Der Fehltritt

*Samstag, 7. August 2010*

*Ein heißer Sommertag lädt zum Entspannen am Gartenteich ein. Dreißig Grad im Schatten verführen zum süßen Nichtstun auf der Seeterrasse.*

## Die Vorgeschichte

Verdammt nochmal, wo ist dieses alte Schulheft abgeblieben. Jetzt habe ich schon das ganze Haus auf den Kopf gestellt, ja sogar die Holzdecke im Hausflur musste daran glauben. Aber dieses verfluchte Heft kann ich nirgendwo finden. Dabei habe ich es doch eigenhändig vor etwas mehr als hundert Jahren in eine leere Bierflasche gesteckt und sorgfältig im Leerboden zwischen Erdgeschoss und erster Etage dieses Hauses versteckt. Sie wundern sich nun mit Sicherheit, wie ich vor so langer Zeit einige Seiten handschriftlicher Notizen verstecken konnte, aber genau darüber hätte das gesuchte Schulheft Auskunft gegeben. Das Dokument aus dem Jahr 1890 ist offensichtlich nicht mehr vorhanden. Dieses Haus war zwar die ganze Zeit im Besitz unserer Familie, und dennoch ist das wertvolle Zeugnis aus meiner Vergangenheit verloren gegangen. Es hilft alles nichts, ich werde die Geschichte aus dem Gedächtnis heraus neu aufschreiben müssen. Deshalb sitze ich hier vor meinem

Computer. Das Textverarbeitungsprogramm habe ich gestartet und ein neues Dokument wurde angelegt. Wie schlaftrunken starre ich auf die weiße Fläche meines Monitors. Monoton summt der Lüfter aus dem Gehäuse des Rechners. Meine Finger liegen startbereit auf der Tastatur. Mist, ich weiß nicht, womit ich anfangen soll. Und je länger ich zögere, desto größer werden die Zweifel, ob es denn überhaupt Sinn macht, diese mysteriöse Geschichte aufzuschreiben. Am Ende glaubt mir das sowieso keiner. Nein, ich darf nicht aufgeben, die Nachwelt hat ein Recht darauf, von einem unfassbaren physikalischen Phänomen zu erfahren. Endlich gleiten die Finger über die Tastatur und die erste Seite füllt sich mit schwarzen Buchstaben.

Mein Name ist Reinhard, ich bin mir nicht sicher, wie alt ich heute bin, aber damals an jenem unheilvollen Tag zählte ich knapp über fünfzig Lenze. Meine Frau und ich wohnten glücklich und zufrieden auf dem Land, in einem verschlafenen kleinen Nest im Westen von München. Nach dem Tod meiner Eltern kehrten wir der Großstadt den Rücken und zogen in die schwäbische Provinz. Wir waren beide so sehr mit unserer Arbeit verheiratet, dass für Kinder keine Zeit blieb. Ich vermag kaum zu beschreiben, wie glücklich wir waren, endlich dem Großstadttrubel entkommen zu sein und wieder voll und ganz in der alten Heimat leben zu dürfen. Unglaublich, wie sehr man sich an den Lärm der Stadt gewöhnen kann und wie ungewohnt es ist, wenn man plötzlich mit absoluter Stille konfrontiert wird. Jedenfalls schliefen wir die ersten Nächte in unseren neuen Betten

nicht gut. Uns fehlten das Zischen und Bimmeln der Straßenbahn, das Gelächter der Kneipenbesucher, das Dröhnen der Automotoren und all die anderen Lärmquellen der Großstadt. Neben den Geräuschen bot die Stadt, besonders im Sommer, eine prägende Geruchsnote. Eine Mischung aus Volksfestaromen und Auspuffgasen. Diese kurze Phase des Heimwehs nach der Großstadt dauerte nur kurze Zeit. Es ist doch viel angenehmer, wenn abends nur der Wind in Bäumen und das Zwitschern der Vögel die Ohren umschmeichelt, wenn reine Luft bei jedem Atemzug die Lunge durchflutet.

Da ich nach eigener Einschätzung handwerklich ausreichend begabt bin, gönnte ich mir erst einmal ein halbes Jahr Auszeit von der Arbeit, um mein Elternhaus nach unseren Bedürfnissen zu renovieren. Meine Frau pendelte während dieser Zeit fünf Tage die Woche nach München. Ich muss gestehen, dass mir diese abwechslungsreiche Arbeit enorm viel Spaß machte, selbst wenn am Abend der Rücken, beziehungsweise die alten Kniegelenke schmerzten. Ein blauer Fingernagel und einige Kratzer in der Haut blieben nicht aus. Es gab durchaus Leute in meinem Bekanntenkreis, die einem Manager aus der IT-Branche so viel Handwerkskunst nicht zutrauten. Nach einer gefühlten Ewigkeit waren dann selbst die kompliziertesten Renovierungsarbeiten abgeschlossen und ich versuchte, in meinem alten Beruf als Programmierer, freiberuflich von Zuhause aus zu arbeiten. Man möchte es kaum für möglich halten, aber dieser abgelegene Ort hatte sich eine Internetverbindung erstritten, die selbst manche

Stadtbewohner vor Neid erblassen lässt. Mittlerweile hatte auch meine Frau einen Job in der Nähe ergattert. Kurzum, wir hatten ein perfektes Leben. Bis zu jenem Tag im August. Nach einem verregneten Juli verwöhnte uns der Wettergott mit einem sonnigen und warmen August. Ich versuchte, soweit es meine Arbeit gestattete, so viele Sonnenstrahlen wie möglich einzufangen, damit die kommenden sechs Monate Winter etwas erträglicher würden.

## **Relaxen am Gartenteich**

Beruhigend und wohltuend für eine geplagte Seele, plätscherte das Wasser in dem künstlich angelegten Bachlauf, der sich als Zulauf von unserem Gartenteich ausgab. Wie in einem Gebirgsbach schlängelte sich das Nass von der Quelle, über mehrere kleine Wasserfälle stürzend, hinunter ins Tal, wo es määndernd, durch eine flache Wiese, gemächlich in den Teich mündete. Die Quelle, die mittels einer Pumpe aus dem Weiher gespeist wurde, befand sich auf einem von Menschenhand aufgeschütteten Hügel. Versteckt im Urwald des Schilfgürtels quakte leise ein Frosch und einige Libellen demonstrierten ihre akrobatischen Flugkünste knapp über der Wasseroberfläche. Weit oben am blauen Himmelszelt zog ein Milan seine Runden. Die Welt ringsum war so still, dass man das sanfte Rascheln der Pappelblätter in der sommerlichen Brise hören konnte. Ich hatte

nach einer beruflich äußerst stressigen Woche endlich etwas Zeit für mich gefunden. Da gab es nichts Besseres, als ein Sonnenbad am eigenen Gartenteich, um die leeren Akkus für die kommende Arbeitswoche wieder aufzuladen. Es schien mir beinahe so, als wäre ich in eine fantastische Märchenwelt abgetaucht, sobald ich auf der Seeterrasse in meinem bequemen Liegestuhl lag und alle Sorgen des Alltags verdrängend, einfach nur den meditativen Flug des Milans verfolgte. Ein riesiger Sonnenschirm spendete angenehmen Schatten, dennoch umspülte der warme Sommerwind meinen leicht bekleideten Körper. So himmlisch gebettet dauerte es nicht lange, bis ich in Morpheus Reich hinüberglied.

Im Traum saß ich auf dem Rücken einer Libelle und flog dicht über der Wasseroberfläche, so tief, dass ich mit meinen winzigen Füßchen das Wasser berührte. Dann stieg die Drachenfliege senkrecht in den Himmel, um anschließend wieder im Sturzflug auf die Seerose herabzustürzen. Ich hatte erhebliche Mühe, mich am schlanken Hals des Flugkünstlers festzuhalten. Über der geöffneten Seerosenblüte blieb die Libelle in der Luft schwebend stehen. Es war eine bezaubernd schöne Blume mit schneeweißen Blütenblättern und orangeroten Staubgefäßen. Plötzlich startete mein Flugobjekt blitzschnell durch und steuerte auf den Schilfgürtel zu. Wie ein Slalomläufer schwirrte die Libelle um die Stängel der Rohrkolben. Dann flogen wir zurück in Richtung Seeterrasse. Kurz vor dem Steg vollführte das Insekt einen Looping. Ich konnte mich nicht länger festhalten und stürzte auf

die Wasseroberfläche zu, wo schon ein Fisch mit weit geöffnetem Maul auf mich wartete. Als der Karpfen zuschnappte, wachte ich auf. Es war höchste Zeit.

Ein Blick auf mein Smartphone bewies die fortgeschrittene Zeit. Zu meinem Entsetzten war es bereits Viertel nach fünf, und wenn es etwas gab, das meiner lieben Ehefrau missfiel, dann war es, unpünktlich zum Essen zu erscheinen. Also wuchtete ich umgehend meinen neunzig Kilo Luxuskörper aus dem Liegestuhl. Wo zum Kuckuck waren jetzt die Badeschlappen? Unter der Liege natürlich. Mit Strohhut, Hawaiihemd und Bermudashorts bekleidet hastete ich von meiner gemütlichen Terrasse am Gartenteich Haus und Küche entgegen.

## **In die Zeitfalle getappt**

Der Überlauf von unserem Teich mündete in einem kleinen Bachbett, über das ich einst eine hölzerne Brücke gezimmert hatte, die wir für gewöhnlich benutzten, um von Haus zum Gartenteich zu gelangen. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich damals geritten hatte, aber an diesem Tag entschied ich mich für die sportliche Variante. Ich wollte über den Graben springen. Schon als ich in die Nähe des Steges kam, bemerkte ich, dass etwas anders war als sonst. Ein schmaler Bereich rechts von der Brücke auf dem gegenüberliegenden Bachufer flimmerte wie die

Luft über heißem Asphalt. Außerdem lag der Geruch von Ozon, der zum Beispiel entsteht, wenn ein elektrischer Funke überspringt, in der Luft. Ich setzte gerade zum Anlauf für den Hupfer über den Bach an, da hielt ich noch einmal inne, denn ich musste kurz über dieses seltsame Naturschauspiel nachdenken. Ich überlegte einen Moment, ob es nicht vielleicht klüger wäre, die Brücke zu benutzen, aber dann nahm ich endgültig Anlauf zum Sprung über das Bächlein. Zu meinem größten Bedauern erachtete ich das Gebilde damals als harmlos. Noch in der Luft spürte ich eine sengende Hitze durch meinen Körper strömen. Ich hatte das Gefühl, als würde ich in ein unendlich tiefes schwarzes Loch fallen. Rings um mich sah ich lauter winzige Blitze in allen Farben des Regenbogens zucken. Ich fühlte nichts, weder Wärme noch Kälte. Ich hörte nichts, weder das aufgeregte Pfeifen der Spatzen im Nussbaum, noch den monotonen Lärm von der Landstraße, die an unserem Haus vorbei führt. Ich vermochte nicht zu unterscheiden, wo oben und unten ist. Es war, als sei ich schwerelos. Ich konnte meinen eigenen Körper nicht mehr spüren. Zeit und Raum schienen keine Bedeutung mehr zu haben. Wie das Spiegelbild eines Spiegels umgeben von einem schwarzen Nichts, sah ich mich selbst unendlich oft. Bis dann schließlich die Dunkelheit alles verschlang und ich das Bewusstsein verlor.

## Erwachen in der Vergangenheit

Als ich wieder zu mir kam, war es Nacht und ich spürte eine unangenehme Kälte auf meiner Haut. Ich lag immer noch auf dem Bauch im nassen Gras, aber von dem Bachlauf und von der Brücke war nichts mehr zu sehen. Wo bin ich? Was war geschehen? In diesem Moment durchstreiften viele Fragen mein Gehirn. Bedauerlicherweise vermochte ich nicht eine zu beantworten. Folglich war es angesagt Fakten zu sammeln, die neue Situation zu analysieren und vor allem, einen etwas wärmeren Standort zu suchen. Badeschlappen, Bermudashorts und Hawaiihemd waren im Augenblick die unpassendste Bekleidung. So fühlte es sich zumindest an. Das kalte weiße Mondlicht drang einwenig durch die wabernden Nebelschwaden, die zwischen mir und einem Objekt schwebten, das verdächtig nach einem Haus aussah. An einem unbekanntem Ort, an dem ich mich anscheinend unerklärlicherweise befand, sollte man alle Sinne einsetzen. Ich roch Kuhstall und Misthaufen. Ein Kind, das vor fünfzig Jahren auf dem Land aufwuchs, kennt diesen Geruch ein Leben lang. Ich hörte das Klimpern von Ketten und das Rülpsen von wiederkäuenden Kühen. Dieses Gebäude vor mir musste ein Bauernhof sein, aber einer aus dem Museum. Ich lauschte noch eine Weile, aber man hörte weder Motoren brummen, noch elektronische Geräte piepsen.

Um noch mehr Informationen über meinen Aufenthaltsort zu sammeln, ging ich einige Schritte auf das fremde Bauwerk zu. Ich

folgte dem flackernden Kerzenlicht einer Laterne, die neben der Haustür angebracht war. Es war seltsam, aber diese Tür kam mir bekannt vor. Es war eine einfache, aber stabile Tür aus Eichenholz, mit einem Blumenmuster im Türblatt. Ich war mir sicher, dass ich sie schon einmal an anderer Stelle gesehen hatte. Verdammt, ich konnte mich nicht mehr erinnern, wann und wo. Mein erster Gedanke war anzuklopfen und dann die Bewohner nach Name und Adresse zu fragen. Dann aber durchzuckte mich der Gedanke, was ich wohl machen würde, wenn bei Nacht und Nebel ein Fremder in diesem Outfit vor der Haustür stünde. Freudig und bereitwillig Auskunft erteilen wäre bestimmt nicht die erste Reaktion. Also beschloss ich zu allererst, ein warmes Plätzchen für die Nacht zu suchen. Zum einen hätte ich noch mehr Zeit über die Situation nachzudenken, und zum anderen erschrecken sich die Bewohner dieses Hauses bei Tageslicht nicht zu sehr über einen Fremden wie mich.

Während ich mit der Haustür und den Hausbewohnern beschäftigt war, bemerkte ich nicht, dass sich unterdessen der Hofhund, ein Deutscher Schäferhund, angeschlichen hatte. Das Tier stand unmittelbar neben mir, knurrte Furcht einflößend und zeigte mir seine scharfen Zähne. Ich erschrak gewaltig, mein Puls raste und Schweißperlen standen auf meiner Stirn. Immerhin war zwischen seinen Zähnen und meinen Waden nicht einmal ein Hauch von Stoff. Aus den einschlägigen Tierdokumentationen im Fernsehen kannte ich den guten Rat, keine Furcht zu zeigen. Nicht so einfach, wenn man generell Angst vor Hunden hat. Also

bemühte ich mich der Bestie mit dem Blick eines Helden, in die Augen zu sehen. Ganz langsam ging ich Schritt für Schritt rückwärts aus der Gefahrenzone. Zum Glück war die Kette, an welcher der Hund angeleint war, nicht besonders lang. Aber jetzt, da er mir nicht mehr habhaft werden konnte, fing das Tier an zu bellen. Ich versteckte mich gegenüber dem Misthaufen. Das Ergebnis des Gebells ließ nicht lange auf sich warten. Ein kleiner, aber kräftiger Mann, mit einer Schrotflinte bewaffnet, steckte seinen Kopf aus der Tür. Er schaute nach links und nach rechts, und als er nichts Verdächtiges bemerkte, schimpfte er den Hund, worauf sich dieser beleidigt in seine Hütte zurückzog.

## **Auf der Suche nach einem Nachtlager**

Ich zitterte am ganzen Körper. Nicht nur vor Angst, nein die Kälte war es, die jeden Quadratzentimeter meiner Körperoberfläche in eine Gänsehaut verwandelte. Wenn ich keinen Wert auf eine Lungenentzündung legte, dann brauchte ich dringend ein warmes Örtchen zum Übernachten. Im Schein des Mondlichtes betrachtete ich das Gebäude im Ganzen. Und wieder hatte ich dieses Déjà-vu Erlebnis, wie vorhin bei der Haustür. Ich kannte dieses Haus, aber woher. Plötzlich kam mir ein altes Foto in den Sinn, das in unserem Haus gleich neben der Treppe an der Wand hängt. Es war die Abbildung meines Elternhauses aus dem

Jahr 1961. Und nun erinnerte ich mich schlagartig, woher ich die alte Haustür kannte. Solch eine Tür war bei unserem alten Stadel als Wandelement verwendet worden. Ein irrwitziger Gedanke gebar in meinem Schädel. Dieses fremdartige Gebilde heute Nachmittag könnte eine Anomalie in der Raumzeit gewesen sein. Wenn mich meine Erinnerung an den Physikunterricht nicht trog, wäre solch eine Erscheinung im Bereich des Möglichen, wenn auch extrem unwahrscheinlich. Wozu hatte man denn vor einem halben Menschenleben Physik studiert. Alle Indizien zusammengenommen, wuchs in mir mehr und mehr der Verdacht, dass ich mich zwar am selben Ort befand, aber in einer anderen Zeit. Schätzungsweise ein Jahrhundert zurück.

Ich versuchte mich, so gut ich eben konnte, an meine Kindheit zu erinnern, denn vermutlich sah zu jener Zeit das Bauernhaus noch genauso aus, wie vor hundert Jahren. Schwach erinnerte ich mich an eine schmale Öffnung auf der Rückseite des Hauses, durch die der kleine Reinhard einst den Katzen folgend, auf den Heuboden kroch. Einen Versuch war es auf jeden Fall wert. Ich schlich mich vorsichtig an der Westseite des Gebäudes vorbei. Dabei fiel mir auf, dass damals noch keine Fichten als Windschutz den Weg säumten. Ich hätte vielleicht besser auf den Pfad geachtet, als nach Bäumen Ausschau zu halten, denn dadurch entging mir der Leiterwagen, der völlig unerwartet auf dem Kiesweg geparkt war. Der Zusammenstoß mit dem hölzernen Ungetüm verursachte einige blaue Flecke und Abschürfungen. Zu gern hätte ich laut geflucht, aber in meiner

Situation schien es ratsamer, keine Laute von sich zu geben. Leicht lädiert erreichte ich die Nordwestecke des Gebäudes. Siehe da, hier gab es tatsächlich eine kleine Öffnung in der Bretterwand. Leider hatte ich in meinem Eifer nicht bedacht, dass mein Körpervolumen, seit den Tagen meiner Kindheit, etwas zugelegt hatte, und dass das Loch gut zweieinhalb Meter über dem Erdboden lag.

Eines war klar, wenn ich diese Nacht überleben wollte, dann musste ich da rein. Zuerst benötigte man für ein Vorhaben dieser Art eine Leiter. Das Loch im Bretterschlag ließe sich dann schon irgendwie erweitern. Wo könnte hier eine Leiter sein? Meine erste Wahl fiel auf den Schopf. Das war der Teil des Bauernhauses, der westlich auf den Stall folgte und die Maschinenhalle der damaligen Zeit darstellte. Die bäuerlichen Anwesen zu dieser Zeit besaßen alle denselben Grundriss, als hätte es nur einen Architekten gegeben. Aber die Anordnung erwies sich eben im Lauf der Jahrhunderte als ausgesprochen praktisch, und die Maurermeister brauchten sich nur ein Modell zu merken. Überdies wechselten damals die Hausbesitzer häufiger als heute und so fühlte man sich im neuen Haus gleich wieder heimisch. Das war auch der Grund, weshalb die Höfe zu jener Zeit alle einen eigenen Namen trugen anstatt Straße und Hausnummer. Und so war es ganz normal, dass man bei einem Brief oder einer Postkarte stets den Hausnamen des Empfängers als Teil der Adresse schrieb. Die Gebäude waren, wenn machbar, an einer gedachten Ost-West Achse ausgerichtet, sodass eine

Breitseite nach Süden zeigte. Im Osten befand sich der Wohntrakt, bei dem im Übrigen auch in der Aufteilung der einzelnen Zimmer in jedem Haus gleich war. Daran folgten die Tenne und dann der Stall. Ganz im Westen war der Schuppen, der in unserer Gegend Schopf genannt wurde. Einzig und allein die Länge und Breite des Gebäudes wurde durch den Reichtum des Bauherrn bestimmt.

Eben dieser Schopf war vermutlich der wahrscheinlichste Aufenthaltsort einer Leiter. Also schlich ich den ganzen Weg zurück, um die westliche Giebelseite herum bis zum Schopftor. In Gegensatz zur Tenne hatte der Schopf nur auf der Südseite ein Tor, das vom Erdboden bis fast zur Decke reichte und aus zwei Flügeln bestand. Wie ich vermutet hatte, und zu meinem Glück, war das Tor nicht verschlossen. Ich öffnete einen Flügel, so leise es mir möglich war, einen Spalt und zwängte mich hindurch. Das Problem war jetzt nur, dass ich in dem Raum so gut wie nichts sehen konnte. An der Wand entlang tastend stieß ich auf etwas, das sich wie eine Leiter anfühlte. Es war eine Leiter. Natürlich aus Holz und genau in der erforderlichen Länge. Gott sei Dank war ich mit meinen dünn besohlenen Sandalen nicht in einen rostigen Nagel getreten. Meine Beute geschultert lief ich zurück zu dem Loch in der Heubodenwand. Durch die viele Lauferei spürte ich die Kälte nicht mehr so intensiv. Mit etwas Gewalt gelang es mir, die Bretter links und rechts von der Öffnung etwas zur Seite zu schieben, sodass ich mit meinem kleinen Bierbauch hindurchpasste.

Endlich in Sicherheit machte ich mich sofort daran, ein Bett im Heu herzurichten. Mit den Händen grub ich eine Kuhle in das würzig duftende getrocknete Gras, hüpfte hinein und bedeckte Beine und Rumpf mit dem ausgegrabenen Heu. Gar nicht daran zu denken, welche Probleme ein Heuschnupfen verursacht hätte, aber ein ganz gewöhnlicher Schnupfen, der schon leicht zu spüren war, könnte mir hier auch zu schaffen machen. Sicherlich war ich bereits zu lange in der kalten Nacht unterwegs gewesen. Obwohl ich mich komplett ins herrlich duftende Heu eingegraben hatte, dauerte es eine halbe Ewigkeit, bis meine kalten Füße wieder Normaltemperatur erreichten. Die Müdigkeit war vorhanden, aber dennoch konnte ich in dieser Nacht lange nicht einschlafen. Die Frage, „warum bin ich hier“, beschäftigte mich noch lange Zeit. Den Puls heruntergefahren und die Körpertemperatur auf normal Wert hochgefahren, überdachte ich noch einmal die Theorie von dem Zeitsprung. Jetzt erschien sie mir viel zu abwegig. Eine neue Erklärung musste her und das schnell. Plötzlich hatte ich eine Erleuchtung auf den stockfinsternen Heuboden. Das Ganze war mit Sicherheit ein übler Scherz meiner lieben Kameraden von der freiwilligen Feuerwehr mit freundlicher Unterstützung von meiner Frau. „Das wird eine neue Reality Show vom Privatfernsehen sein, zu der sie mich heimlich als Kandidat angemeldet haben“, dachte ich. Diese Vorstellung war jedenfalls angenehmer zu verdauen, als der Gedanke in einer fremden Zeit gestrandet zu sein, mit der Option nie wieder zurückkehren zu können. Meine Hochachtung galt der

Produktionsfirma. Im Studio einen alten Bauernhof nachbauen und mitten im Sommer eine kalte neblige Oktobernacht zu simulieren, das war schon eine beachtliche Glanzleistung. Ich schlief mit der trügerischen Gewissheit ein, dass sich die Angelegenheit am kommenden Morgen zu meiner Zufriedenheit auflösen wird.

## **Erster Kontakt**

*Freitag, 10. Oktober 1890*

*Ein außerordentlich sonniger Herbsttag. Habe im Heu übernachtet. Meine erste Begegnung mit einem Menschen aus der Vergangenheit war etwas ruppig. Seltsames Gefühl, seine längst verstorbenen Vorfahren zu treffen.*

### **Begegnung auf dem Heuboden**

Ich träumte von einem Boot, das friedlich auf einem einsamen Teich dahinglitt. Eine leichte Brise trieb es von Ufer zu Ufer. In diesem Boot lagen zwei Menschen eng umschlungen und tauschten Küsse und andere Zärtlichkeiten aus. Die eine Person war ich, die Zweite war eine Frau, aber beschämenderweise nicht meine eigene. Es war eine blutjunge, vollbusige Schönheit, die da neben mir im Boot lag. Ich war gerade dabei ihr Bikini-Oberteil auszuziehen, da spürte ich einen leichten, stechenden Schmerz auf meinem Brustkorb, der mich brutal aus jenem süßen Traum riss.

Langsam und vorsichtig öffnete ich die Augen und sah einen kleinen, aber kräftigen Mann, der in diesem Moment eine Heugabel auf mich richtete. Er war nicht mehr der Jüngste, was seine faltige Stirn und der grau melierte Dreitagebart verrieten. In diesem Augenblick stieß er mit seiner hölzernen Gabel erneut zu.

Die rostigen Metallzinken bohrten sich durch mein dünnes Hemd. Ich blieb jedoch vorerst unverletzt. Während er den Druck auf meinen Brustkorb erhöhte, sagte er etwas in einem schwer verständlichen schwäbischen Dialekt und mit einer rauhen, kränklich klingenden Stimme. Ich begriff zuerst nicht, was er meinte, erst als er seine Frage wiederholte, wurde mir sein Anliegen klar. Ein Glück, dass ich selbst noch einer der Wenigen bin, die unsere schöne allgäuschwäbische Mundart verstehen und sogar sprechen. Ganz im Stillen dachte ich bei mir: „Das ist endlich einmal eine Reality Show auf hohem Niveau. Die Produzenten haben tatsächlich authentische Schauspieler aufgetrieben.“ Der Mann mit der Gabel stellte seine Frage zum dritten Mal: „Herrgottsakra, was bisch ez du fir oiner und was hausch auf meiner Haibena verlorä?“ Ich wollte kein Spielverderber sein und antwortete ebenfalls in meinem besten Schwäbisch: „I be vo dau, kennsch mi it?“ Diese Antwort war scheinbar nicht Drehbuch konform. Der kleine ältere Herr wurde sichtlich wütend und sagte drohend: „Liag mi it a, Sauhund! Sonscht macht dei Bilmes Bekanntschaft mit meim Gäbelstiel.“ Ich fand, es war jetzt genug gespielt, aber der unfreundliche kleine Mann hinderte mich mit seiner Gabel weiterhin am Aufstehen. Laut und energisch bestand ich darauf, den Aufnahmeleiter zu sprechen. Aber die Reaktion meines Gegenübers ließ darauf schließen, dass er kein Wort von dem, was ich eben sagte, verstanden hatte. Man sah, wie sein Gehirn anfang zu arbeiten und schließlich stellte er die banale Frage:

„Was isch a Aufnahmeloiter?“ Mein Geduldsfaden, der normalerweise ziemlich robust ist, war gerade dabei zu reißen. „Sie holen mir jetzt auf der Stelle ihren Regisseur, oder wer sonst hier noch was zu sagen hat!“, befahl ich mit scharfem Ton. Aber die Reaktion des kleinen Mannes befremdete mich immer mehr. Er nahm die Gabel von meinem Brustkorb und sagte nur: „Oh mei, du bisch ja blos a armer Irrer.“

Jetzt zweifelte ich so langsam an meiner neuen Theorie, von wegen Reality Show. Wenn mein erster Gedanke gestern Abend nun doch der Richtige war? Was für eine erschreckende Vorstellung. Ich brauchte Gewissheit und fragte, selbst auf die Gefahr hin geistig minderbemittelt zu erscheinen, welches Jahr wir zurzeit schreiben. „1890“, war die schnelle und kurze Auskunft. Wow, das musste erst einmal verdaut werden. Ich neigte dazu, dem kleinen Mann zu glauben. Nach einer kurzen Denkpause fügte er hinzu: „Des isch scho arg schlimm mit dir. Wie ka ma blos vergessa was fir a Jaur mer hand. - Du watesch dau bis I fetig be.“ Der Bauer verrichtete weiter seine Arbeit auf dem Heuboden, indem er Heu durch eine kleine Öffnung in den Stall hinunter beförderte.

Nachdem der Stress sich bei mir etwas gelegt hatte und der Adrenalinspiegel auf leicht über normal gesunken war, meldete sich meine volle Blase. Ich raffte mich aus meinem warmen Heubett auf und lief zum nächstbesten Stützpfeiler, der aus dem Stall kommend die schweren Balken des Dachstuhles zu tragen hatte. Es war ein mächtiger Fichtenstamm, der grob zu einer

rechteckigen Stütze gehauen wurde. Überall von den handbehauenen Balken hingen Spinnweben, in denen sich vereinzelt Grashalme verfangen hatten. Wie ein kleiner Bach rann der Urin den Stützbalken herunter ins frische Heu. Verständlicherweise missfiel dem Bauern ein solch schändliches Benehmen. Er rief leicht verärgert: „Ja du Sauhund du Elendiger. Kasch du it oimets andersch zum Soicha nagau! Des Hai sollat meine Kiah nau me freassa.“ Ich entschuldigte mich, indem ich meine Notlage zu erklären versuchte, aber ich hatte nicht den Eindruck, dass die Worte des Bedauerns gut bei ihm ankamen.

## In der Bauernküche

Als der Bauer mit seiner Arbeit fertig war, stiegen wir gemeinsam die steile Leiter zur Tenne hinunter. Dort piffte ein eisiger Wind durch die Ritzen der Tore. Meine sommerliche Kleidung vermochte dem nichts entgegenzusetzen, und ich begann wieder zu frieren. Allein die Hoffnung auf eine warme Küche machte den Weg dorthin erträglich. Dieser Teil des Bauernhauses trennte das Wohnhaus vom Stall. Es war ein rechteckiger Raum mit einer Grundfläche von etwa zwölf auf vier Meter und einer Ausdehnung nach oben von zirka fünf Metern. In der Deckenmitte hatten die Baumeister eine quadratische Öffnung von ungefähr drei Meter Seitenlänge hinterlassen, die freie Sicht auf das Ziegeldach gewährte. Von dort oben hing ein

Seil mit Haken an einem Flaschenzug, das nur wenige Zentimeter über unseren Köpfen leicht hin und her schwang. Die Süd- und Nordseite begrenzte ein zweiflügliges hölzernes Tor mit genügend Astlöchern und Spalten für den Wind. Vor uns, zum Wohnhaus hin, erstreckte sich eine notdürftig verputzte Ziegelmauer von mehr als einem halben Meter Dicke und hinter uns trennte eine Mauer aus roten Tonziegeln diesen Raum vom Stall. Diese Ziegelmauer war jedoch nur um die zweieinhalb Meter hoch. Darüber lag der Heuboden, oder auch Haibena, wie die Lagerstätte für getrocknetes Gras von den Bauern genannt wurde. Eine dünne Wand aus alten Brettern bildete halbherzig eine Grenze zum Heulager. Der Fußboden bestand aus faustdicken Fichtenbohlen. Die Tenne war Arbeitsraum und Lagerraum zugleich. Hier wurde das Korn vom Stroh getrennt, hier konnte man ein Fuder Heu bei Gewitter zwischenlagern, hier wurde das Kraftfutter für die Tiere vorbereitet, aber hier wurden im Herbst auch die Schweine geschlachtet.

Von der Tenne gelangten wir in den Hausgang, ein schmaler und düsterer Flur, der den Wohntrakt von der Haustür im Süden bis zur Werkstatt im Norden durchzog. Von hier führte eine steile Treppe aus Holz in den ersten Stock und über eine gemauerte Treppe, die sich unter einer Falltür verbarg, gelangte man in den Kartoffelkeller. Der spartanisch gestaltete Boden bestand aus gestapftem Lehm und Lehmziegeln. Lerchendielen bildeten die Decke, in deren Mitte eine Petroleumlampe des Nachts den Gang spärlich beleuchtete. Dieser Teil des Wohnhauses war eine sehr

kalte und sehr rustikale Angelegenheit. Gleich gegenüber der Tür zur Tenne befand sich der Eingang zur sehnlichst erwarteten warmen Küche. Schon als der Bauer diese Tür öffnete, empfing mich noch vor der Schwelle ein Schwall von warmer Küchenluft, den meine kalte Haut freudig begrüßte. Und gleich erkannte ich den Küchenboden aus geschliffenem Nagelfluh wieder. Ich fühlte mich das erste Mal ein ganz klein bisschen daheim. Unmittelbar rechts vom Eingang, neben dem Kamin befand sich eine gemauerte Kochstelle, die fast gänzlich mit einem Gemisch aus schwarzem Ruß und altem Fett bedeckt war. Ich wunderte mich etwas, denn obwohl das Haus, das sicher nicht viel älter als zwanzig Jahre war, vom Baustil schon recht modern wirkte, war in der Küche anstelle von einem Herd immer noch diese altmodische offene Kochstelle eingebaut worden. Über der Kochstelle schwebte, wie ein riesiger Trichter, der Rauchfang, der die Abgase des Kochfeuers in den Kamin ableitete. Aus dem Schlot hing an einer rußgeschwärzten Kette ein Kessel mit Wasser, die Warmwasserversorgung für die Küche. Rings um den Rauchfang war ein Brett, das als Ablage für verschiedene Kochutensilien diente. Dort standen etliche keramische Gefäße, deren Inhalt mir verborgen blieb. Auf der Kochstelle brannte ein Feuer, das von einigen Holzscheiten am Leben gehalten wurde. Über der Glut thronte auf stählernen Stelzfüßen ein gusseiserner Topf mit Haferbrei. Neben diesem Topf standen noch weitere Kochgefäße, ebenfalls aus Eisenguss auf dem Kochfeld. Am Fuß der Kochstelle war eine Nische eingelassen, in welcher das

Brennholz lagerte. Rechts davon hing an der Wand ein Tellerregal, gefüllt mit den schlichten Keramiktellern der einfachen Bauern. Dazwischen hatten sich sogar noch einige Holzteller gemogelt. Unter dem Tellerregal befand sich eine primitive Bank, auf der noch mehr Keramikgefäße platziert waren, und unter der Bank versteckte sich ein tönernes Fass ohne Inhalt. An der rußhaltigen Wand hinter der Kochstelle baumelten etliche Pfannen verschiedenen Durchmessers. Links neben dem Kochfeld war eine gusseiserne schwarze Tür mit einem Adlerrelief in die Wand eingelassen. Sie hatte etwa die Größe eines DIN-A3 Blattes und diente, wie ich später erfuhr, zur Befuerung des Kachelofens in der Stube. Ganz am Ende dieser Wand hatte der Maurer eine Öffnung für die Tür zur Stube, die normalerweise immer offen stand, gelassen. Ein Fenster nach Osten sorgte dafür, dass die ersten Sonnenstrahlen dieses jungen Morgens die Küche erhellten. Das Fenster bestand aus zwei Flügeln, welche mit dünnen, einfachen Glasscheiben, die durch ein hölzernes Kreuz zusammengehalten wurden, bestückt waren und einem Oberlicht, das ebenfalls in vier kleinere Gläser unterteilt war. Unter dem Fenster stand ein Waschtisch mit einer großen runden Schüssel und einer um die zehn Liter fassenden Karaffe. Vermutlich die Geschirrspülmaschine jener Zeit.

Nördlich von der Küche erstreckte sich ein separater Vorratsraum mit integriertem Holzbackofen. Bretterregale an der Wand beherbergten Konservendosen und am Boden aus gebrannten roten Ziegeln hatte jemand ein schwarzes Holzfass

mit Sauerkraut hingestellt. An einer Wand stand ein schmaler, aber langer Tisch mit einer dicken Platte aus Buchenholz, auf der Mehreste den Verwendungszweck als Teigzubereitungsutensil verrieten. Gegenüber lag ein gemauerter Backofen mit eigenem Kamin. Die Öffnung zur Backkammer war rußgeschwärzt, und wenn man seine Nase ganz nah an die Kammer hielt, konnte man sogar noch den Duft von Holzkohle und knuspriger Brotrinde riechen. Die Küchenwände waren in der gleichen hässlichen giftgrünen Farbe gestrichen wie die Küchentür. Die kalkverputzte Decke zeigte sich in allen Schattierungen von Weiß bis Dunkelgrau. Es roch nach Rauch und verbrannter Milch, nach Sauerkraut und Schweineschmalz. Dazu mischte sich der allseits dezent im Hintergrund vorhandenen Stallgeruch. Schritt für Schritt wich die einstige Vorfreude einem Gefühl der Enttäuschung. Ich hatte eine gemütliche Bauernküche erwartet, wo die Familienmitglieder fröhlich am Küchentisch versammelt sind und die Hausfrau auf dem Herd ein schmackhaftes Bauernfrühstück zubereitet. Aber hier gab es nicht einmal einen Küchentisch.

Allerdings werkelte eine Frau in schwarzem Kleid mit rotweiß kariertes Schürze an der Kochstelle. Sie war so innig mit dem Haferbrei beschäftigt, dass sie ihren Ehemann und den fremden Besucher nicht bemerkte. Erst als der Bauer sie mit den Worten ansprach: „Weib, mir hand Bsuch“, drehte sie sich erschreckt in Richtung Küchentür, musterte den Gast eingehend von Kopf bis Fuß und dann noch einmal von Fuß bis Kopf. Ein

kühler Schauer lief über meinen Rücken, als die Frau mich mit ihren schwarzen glänzenden Augen begutachtete. Es war eine große, schlanke aber dennoch kräftige Person, die ihren Gatten um eine Handbreite überragte. Ihr schwarzes Haar mit den grauen Strähnen hatte sie zu einem Zopf geflochten und dann um das Haupt gewunden, um es zu einer Art Nest zusammenzustecken. Sie sagte kein Wort, schüttelte nur ihren Kopf und wandte sich wieder ihrem Haferbrei zu. „Weib, hammer no en Löffl fir eisern Gascht“, fragte der Mann vorsichtig. Die Bäuerin antwortete etwas genervt: „In d'r Schublad sind no oi.“ Ich zog es vor, mich aus der Konversation herauszuhalten. Wärme suchend ging ich einen Schritt auf das offene Feuer, welches auf der Kochstelle loderte, zu. Aus der Stube von nebenan drang Babygeschrei in die Küche herüber. Der Bauer deutete mir mit einer Geste an, ihm in die Stube zu folgen. Etwas widerwillig verließ ich das wärmende Feuer und folgte ihm in die gute Stube.

Wie ich vermutet hatte, war es dort um einiges kälter als in der Küche, obwohl die Tür zur Küche offen stand. Deshalb versuchte ich, auch möglichst nahe an dem Durchgang zu verweilen. Die Stube war der vornehmste Raum im ganzen Haus. Sie hatte in jedem Bauernhaus eine lange Wand nach Süden. In diesem Zimmer gab es die meisten Fenster, zwei nach Süden und zwei nach Osten. Sie waren in Machart und Größe identisch mit dem Fenster in der Küche. Den breiten Simsens zufolge, auf denen aber keine Blumentöpfe standen, mussten die Außenwände

mindestens einen halben Meter dick sein. In der Ecke gegenüber von dem Durchgang zur Küche hing ein Kreuzifix und darunter stand eine Vase mit Strohblumen. Vor diesem Herrgottswinkel befanden sich eine Eckbank und der große Tisch mit einer nahezu quadratischen Platte von zirka eineinhalb Meter Seitenlänge, die von vier gedrechselten Beinen gestützt wurde. Ein Teil der Bank erstreckte sich über die gesamte Länge der südlichen Mauer und der restliche Teil nahm über gut zwei Drittel der östlichen Wand ein. Tisch und Bank waren aus Eichenholz gefertigt und kamen völlig ohne barocke Schnörkel und Verzierungen aus. Zu dem Tisch gehörten auch noch zwei einfache Stühle im Landhausstil. Links von der Tür zum Hausgang stand in der Nähe eines Südfensters eine mit Kornblumenmotiven bemalte Truhe. Darüber hing ein kleiner Wandschrank, dessen einzige Tür malerisch zur Truhe passte. Rechts von der Tür, die auf den Flur hinaus führte und leider in der gleichen giftgrünen Farbe gestrichen war wie die Küchentür, hatten die Bewohner ein Bett aufgestellt, welches man Lotterbett nannte. Wie ich später am eigenen Leibe erfahren durfte, benutzte man es im Krankheitsfall. Die unmittelbare Nähe zum warmen Kachelofen förderte die Genesung.

Jener Ofen war sicherlich das Prachtstück der Stube mit seinen dunkelgrünen glänzenden Kacheln, von denen jede Zweite ein Relief in Form eines Pokales trug. Der Kachelofen war direkt an die Trennwand zur Küche gemauert, von deren Fläche er gut ein Fünftel in Beschlag nahm. Dieser Heizkörper bestand aus

zwei Teilen, einem größeren unteren Quader und einem oberen Quader, in welchem ein Bratrohr integriert war. Eine hölzerne Ofenbank umrahmte den Kachelofen. Zwischen dem oberen Quader des Ofens und der Decke war noch genug Raum um nasse Sachen zum Trocknen hin zu stellen, oder um eine Wärmflasche aus Kupferblech zu erhitzen. Über dem Kachelofen, in etwa senkrecht zur Ofenbank, waren drei Rundhölzer, die vielleicht den Durchmesser eines schlanken Frauenunterarmes hatten, an schmiedeeisernen Haken befestigt. Jemand hatte Strümpfe und Windeln an diesen Stangen aufgehängt. Neben dem Ofen, in unmittelbarer Nähe zur Wand, stand ein schwarzer Ledersessel mit einer Lehne, die dem Sitzenden bis weit über den Kopf reichte. Das heißt, nur die Rückenlehne und der Sitz, sowie die Armlehnen, waren mit Leder bezogen. Darunter war es ein einfacher Stuhl. Neben dem Sessel befand sich ein seltsames Möbelstück, dessen Bedeutung sich mir erst am Abend erschloss. Es war eine, mit Sand gefüllte, quadratische Kiste aus bemaltem Fichtenholz. Ein Deckel, welcher mit einem Seilzug bedient werden konnte, verschloss diesen merkwürdigen Kasten. Ganz in der Nähe vom Kachelofen, aber etwas weiter in der Mitte der Stube stand ein Spinnrad. Die Ecke, wo sich auch der Durchgang zur Küche befand, füllte ein Möbel aus, das stark an einen alten Sekretär erinnerte. Der Fußboden bestand aus geschliffenen und gewachsenen Kieferndielen. Die Zimmerdecke war ebenfalls komplett aus Holz gefertigt. Tafeln aus einem hellen Material, vermutlich Buche oder Ahorn, waren eingerahmt mit Brettern

von einem dunklen Holz. Meiner laienhaften Kenntnis nach könnte es Nussbaum gewesen sein. Die Wände waren bis zur Mitte mit Kiefern Brettern vertäfelt, die, wie könnte es anders sein, ebenfalls mit dieser scheußlichen grünen Farbe gestrichen waren. Oberhalb der Verkleidung war sie weißgekalkt. An der Wand neben der Eingangstür hing auf Augenhöhe ein Abreißkalender und auf dem Kalenderblatt von heute war zu lesen: „Freitag, 10. Oktober 1890.“